



## Das Ende

Von Georg Bunau



on der Stadt zum vesten Ambros Schenk auf Rosenburg ging es über Stoc und Stein, durch dick und dünn. Hatte man die steile Kniebreche überwunden, nach der die Häcker über ihre Wirttemauern die ausgelesenen Steine warfen, dann sah man wohl den Bergsrit aus der drüben liegenden, abermals talgetrennten und eingemuldeten Hochfläche ragen. Die Lust täuschte ihn näher heran, weil das viertantige Ungetüm scharf und klar gegen den Himmel stand. Durch Schleichengedörrn und auf Steingeschotter ging es an schlischen Kaltsteinklippen wieder hinab und drüben durch verwachsenes Schluchtwert wieder mühsam hinan. Auch die scheinbar ebene Bahn der Hochfläche führte auf lockerem Geröll dahin.

Wem sein Gaul lieb war, der stieg ab und führte ihn auf dem ganzen Weg am Halfterband. Die Klügeren, die es nicht mit der Burg, sondern bloß mit ihrem Herrn zu tun hatten, ließen ihn auch lieber durch einen Botenläufer Bescheid sagen, daß er in einer rittermäßigen Weinschente der Stadt erwartet werde.

Denn auch die Hausung der Rosenburg lud nicht zum Vorspruch ein. Der Wein, den die zinspflichtigen Bauern dahin in die Keller brachten, war noch saurer als der, den sie für sich behielten, und die Hauswirtschaft schloß ihren Ring so eng und unstatlich um den Turm, daß es dagegen auf jedem Bauernlehen wie fürstlich ansah. Saß man im Wohnsälichen, so pfiß zumeist der Wind durch das Holz und Lehmgewebe, daß die Rüstungen an den Wänden kitzelten. Das Wohn- und Stallgebäu hatte sich ja vor dem steten Sausen auf der Höhe in die Mulde zu ducken gesucht, aber das Wehen kam fluchherauf von der freieren Seite und stieß sich hinten am Tannenwald ab.

Der flache Wassergraben, der die Mulde ringsum sperren sollte, war auf gesammeltes Regenwasser angewiesen, dessen grüner Überzug mißlich dunstete, und es gab kein Geläch im Schloß, wo man den Kühen, Schweinen, Hühnern und Gänßen entriekt war, die mit den Hunden um die Wette lürmten und den Hof zu einer großen Miste machten. Die Außenseiten waren Sturmmauern ohne Öffnungen und trugen vorgefragte, gezimmerte Wehrgänge.

Der veste und stolze, aber wenig begüterte Ambros Schenk war in Sorgen.

Vor ein paar Jahren hatte er dem Turm ein Geschloß aufsetzen lassen, damit die Umschau weiter wurde. Der Schloßhub konnte so den Fluß hinabschauen bis

dahin, wo er geschlängelt ins Mainzische rann. Irgendwo lag dort immer ein Glanz darauf, aus dem sich die Frachtschiffe bemerkbar abhoben. Dann ging es auf den Klepper und mit kleinem Troß durch den Wald hinüber zum Randecker und mit ihm auf Teulung hinab an die Grenze, wo die Frankfurter und die Rheinischen anlegten und erst abstapeln mußten. Die Reiter, die die Schiffe bergauf treidelten, waren stets bestochen und irgend einen Gewinn brachte man immer nach Haus, war es auch bloß eine erpreßte Abfindung.

Solches Handwerk war dem gefürsteten Bischof nicht genehm, aber er konnte sich auch nicht kraßvoll dagegen stellen, weil Gewinn und Brauch stärker waren als Ehrgefühl und Recht. Die Ritterschaft hing ihrem Raubgeschäft das windige Mäntelchen der Fehde um.

Legthier trieb es der alternde Rosenburger mit Grimm. Von seinen drei Söhnen hatte er zwei in solcher Scheinfehde verloren. Den einen hatte man beim Entern eines widerspenstigen Schiffes erschlagen, den andern hatte mit Roß und Wehr der hochgehende Strom begraben.

Der dritte stand auf der Schwelle vom Knaben zum Jüngling. Er gab sich lieber mit Lesen und Schreiben ab und hat die meiste Zeit drunten im Dorf beim Pleban und dessen Bäckern.

Wenn ihn der Vater sah, trampfte es ihm das Herz. Der Bub war nicht unscheinbar, aber roßfest wurde er nie; kaum daß er manchmal die Leiter zum Zimmereingang des Bergfreits hinauffand und in die Ferne zu spähen wußte. Und die beiden andern, waffengerechten hatten gehen müssen! Ihr Vater hatte es ihnen ohne Reid angesehen, daß sie etwas Besseres zu werden versprochen als er selbst geworden, und einer hätte beim reichen Randecker anheiraten können. Dann hätte sich, ein alter Wunsch der Rosenburger Schenken, der große Wald noch zu ihrem bißchen Land hinzuschlagen lassen.

Es gab manch ein unvernünftig Wetter in dem waud- und estrichbröckeligen, scheitben- und ladentlirrenden Wohnsälehen. Der Bub sei zu nichts nutz, es stöcke kein Herr in ihm, und der Pfaff mache ihn gar zum Tagdieb. So müsse man Haus und Turm dem Troßvolk überlassen. Und immer wieder: warum hätten die beiden andern fortgemußt, die schon auf den Säulen saßen?

War es so weit, dann schlug auch wohl die weichere Art des Stammfranken in Ambros Schent durch, und der Schmerz um den Verlust trieb ihm Tropfen in die Augen. Dann ging seine Frau, die schweigend auf ihrer Holzbank gesessen, hinunter in die Ställe und nach den Hühnerneßtern, um sich ungesehen auszuweinen. Sie hatte ein vergeudetes Leben erheiratet; ihre Sippe gehörte zu den wenigen, die nicht aus dem Stegreif lebten.

Und heimlich hoffte sie, der Übergebliebene solle beim Bischof die Gnade wieder finden, die sein Vater längst verscherzt hatte, und einmal ein ehrlicher Pfleger oder sonstiger bischöflicher Mann werden, bei dem sie ihre Lage in Ruhe beschließen könnte.

Im Thal wallten die Frühjahrsnebel. Man sah vom Bergsrit auf sie herab wie auf ein ins Kieselige verbreitertes Flußbett, aber kein Schiffsmaß stieß durch.

Die häuerliche Enge des Burghöfchens benahm dem sattelgewohnten Rosenburger die Luft. Er dachte an einen Straßenritt aufs Geradewohl, dann wieder an eine Weinkumpanei drüben in der Stadt. Aber er scheute die Versäumnis guter Gelegenheit. Die Winteragung ging zur Reige, und die Bauern waren, Feinerung behauptend, widerborstig. Nur mit Geld und Tausch ließen sich Speicher und Keller bis zur Ernte auffüllen.

In aller Frühe fiel er wieder in sein Loben, noch ehe der, an dem es stets hangen blieb, hinüber ins Tälchen zum Pleban gefunden. Nun froh der Junker schen hinaus in den Turm: der Lorknecht wollte ihm das Grabenbrüchlein nicht hochleiern.

Während das Schelten noch in den Hof herab drang, schrieb ein Bote um Einlaß über den Graben. Er kam aus der Stadt vom Ritterschafstanzler und hatte es eilig wegen weiteren Weges.

Der Rosenburger fluchte ihm, als er ihn angehört, weidlich nach. Dann wurde er merkwürdig ruhig und gemessen. Der flinkste Troßhub mußte laufen was er konnte, um aus der Vorstadt zwei Zimmerleute zu holen.

Gegen Mittag waren sie da und stiegen auf den Bergsrit. Es galt, ringsum auf die Kragsteine den Erkergang zu setzen, der, solange nicht Not am Mann, auseinandergenommen hinter dem Schuppen lag. Ein Seilen und Klopfen hub an, einer der Männer kreiste am Seil rings um den Kasten, dessen überhängender Boden mit neuen Fuß- und Wurfflappen eingezimmert wurde. Dann breiteten die Troßhuben zähe Rasenerde auf die Erkerdächer.

In gleicher Art gieng an die Wehgänge rings um die Sturmmauer, und die anderen Dächereien wurden mit nassem Lehm zwischen den Hohlziegelreihen ausgestrichen. Heidl! pfiß der alte Armbrustknecht, soll's vielleicht Pechfränge regnen? Aber er wuhte Bescheid und brachte die Zimmerleute auf den Schwung, die ihm manches zu liederlich machten.

Sein Herr stieg aufs Roß und nahm den Alten mit vor das Thor. „Vor zwei Tagen,“ sagte er zu ihm, „sind sie nicht hier. Die drunten werden nicht anfangen. Ich hab, nichts mit ihnen, und zu holen ist nichts. Ich reit' zum Bischof und bleib' die Nacht auf der Ritterschafstube im Schottenhof. In der Früh' bin ich zurück.“

Der Bischof gieng nicht mehr aus der sicheren Bergfeste herunter. Als der Rosenburger anritt, zogen Duzende aus dem Saal schon wieder hinab in die Stadt zur großen Ratsschlagung.

Dem Bischof droben, meinten sie, sei bei seinen Feldschlangen und Halschützen nicht bange, sie sollten für sich selbst sorgen und der Stadt nicht trauen, in ihren Stadthäufern sei nichts sicher.

Also: die Bauern wären vom Schwäbischen und aus dem Odenwald her auf dem Weg. Zu erschlagen seien sie leicht, aber Brandpech und Berg führten sie wagenweis mit sich und Warfschneller, aus denen die Pechkränze aufs höchste und zu hinterst gelegene Dach flogen.

Auf dem mühsamen, lange nicht mehr geübten Herüberreit war es wie Kreuz und Leid über den Ambros Schenk gekommen. Von dem einzigen Sohn aus, der ihm geblieben, dachte er die Geschlechtsleiter der Schenten zurück. Wahrhaftig, sie waren Leute gewesen, die stolz genug dastanden im Bau und am Hof, und ihre Grabsteine mit den harten Gesichtern waren in einem halben Duzend Bau- und Stadtkirchen zu sehen. Was sollte es mit dem Suben, was mit dem Geschlecht werden und dem festen Turm, den man hier oben vom Landesloß in seiner ganzen drohenden Höhe sah?

Er überwand sich und bestach den Schreiber in des Bischofs Vorgemach auf Einlaß.

Einen freundlichen Herrn fand er nicht. Als er ihn mit bedachter Nachgiebigkeit zum Sprechen gebracht, war es eine kurze Entgegnung. Er solle zur Vesper wiederkommen, weil es um den Junter gehe. Dessen Mutter, der Erb-Doctin, zu Liebe wolle sich der Bischof manches überlegen.

Als die Dämmerung anhub, stand der Schenk wieder vor seinem Herrn. Es hatte ihm kein Trunk geschmeckt in der Ritterstube, und er hatte dort kein aufmunterndes Gesicht gesehen.

„Seht Ihr wohl,“ sagte der Bischof, der gleich dem Rosenburger aus ur-altem, aber einfachem Rittergeschlecht war, „daß ich zu finden bin! Ihr klagt, daß Euer Geschlecht zerfallen will, und daß das Kind, das Euch geblieben, die Burg nicht halten kann. Gut: wenn's drüben vor den Tannen aus ist mit den Rosenburgern: ich nehm ihn; erst in die Schule, dann an den Hof . . . ungeistlich, damit das Geschlecht mit Gottes Willen erhalten bleibt. Aber mit dem Schiffeberennen ist's vorbei. Über dem gemeinen Volk kann kein bischöflicher Amtmann oder Richter sitzen, dessen Vater sich im Stegreif nährt.

Seid Ihr nicht erdhast mein Schenk, und muß es nicht längst ein anderer sein, weil ihr das Gewissen zu schlecht habt, mir des Jahrs ein Duzend Mal aufzuwarten? Ich weiß, was Ihr meint. Aber ein Schenk auf diesem Schloß ist kein Mundknecht, er ist erst recht ein Herr, wenn er's richtig meint und nimmt.

Übersteht's gut mit den rebellischen Bauern und schickt mir den Junter. Und macht's mit der Doctin ab, ob ihr Euch nicht in ein Stadthaus setzen wollt. Ich geb' Euch eines davon an das Rosenburger Lehen und mache einen Landturm aus dem festen Steinkloß.“

Der Bischof trat unwillkürlich ans Fenster, um nach dem Turm zu sehen.

„Gnad Euch Gott,“ rief er aus, „kommt her in den Erker und schaut hinüber. Sie haben euch den roten Hahn auf die Dächer gesetzt.“

Drüben vor dem nachtschwarzen Getänn hob sich der Brand deutlich ab. Der Turm stand umverkehrt, von den Flammen der Gebäude rund um ihn erkennbar beleuchtet.

„Lebt wohl, Herr,“ rang es sich aus den blaßgewordenen Lippen des Ritters, „und haltet mir die Arme auf, daß ich mit Weib und Kind hineinlaufen kann. Gott vergeltes' Euch. Und wenn ihr nächsthin uns mit Streitkolben und Armbrust auf Querm Berg braucht, ich bin da.“

Als er an seine Burghöhe kam, waren alle Pfade durch Dornenverhaue verlegt. Fluß ab und auf ging ein röthlicher Schein hoch. Das Sengen und Brennen hatte überall begonnen, von den Einheimischen war auf zugesicherte Bottschaften hin rasche Vorarbeit gemacht worden, indes die Ritterschaft beratend in der Stadt saß.

Auf dem weiten Umweg, den der Rosenburger von der Rückseite her zu seinem Schloß nehmen mußte, sah er fernher auch das des Randerfers brennen.

Bei sich selbst fand er nichts zu retten, aber des Jammers genug.

Mit Mühe spornte er den vor der Blut schauenden Saul über den Nachgraben, und vom Bergreit aus, auf den man ihn an einem Seil zog, sah er in das verglimmende Gut. Nur das Steinwerk widerstand noch den Flammen und den Brecheisen. Am Turm war die Blut ruhend emporgequalmt, noch strahlte er die Hitze zurück. Aber die Flammennähe hatte die Kotte abgehalten, in ihn einzudringen.

Alles im Schloß war noch rechtzeitig in den Turm geflüchtet. Mit vereinten Kräften hatten sie dann die Einseigtreppe weit ab geworfen und das doppelte Sperrzeug hinter der eisenbeschlagenen Pforte eingelassen. Und dem Banern, der vor Hochgang des Feuers mit Art und Fackel auf einer Leiter an den Einstieg wollte, war von oben aus der Erkerfenke ein Stein aufs Haupt gewuchtet, daß er sich in der Luft überschlug und für immer des Aufstehens vergah.

Geworfen war der Stein vom Junker, der sich, allen voraus, in den Wehrüberbau gedrängt. Aber nach gethanem Wurf war dem Mutigen ein Armbrustbolzen in den hinausgebengten Kopf gefaßt.

Bleich lag er da auf dem inneren Ginnengang, den Nachthimmel über sich, dem unsehlbaren Tod nah. Keiner wagte es, das widerhaltige Geschos aus der Stirne zu ziehen.

Die Augen des Sterbenden erkannten den Vater, der sich jetzt über ihn beugte. Im Todeskampf suchte er seine Hand. „Ich will auch ein Wehrhafter sein“, sagte er mit der letzten Kraft, und die Hand verzuckte in der, die sie hielt.

